

Der Berg Ararat ragt nicht auf

Von Brigitte Elsner-Heller. Aktualisiert um 17:30 Uhr

Die deutsche Erstaufführung von «Ich bin der Wind» des Norwegers Jon Fosse am Konstanzer Theater wühlt leise und präzise auf.



Odo Jergitzsch (v.l.), Alexander Peutz und Cellist Stefan Baumann.
Bild: Ilja Mess

Konstanz – Nach dem wirkungsvollen «Macbeth» in der Inszenierung von Andrej Woron nun am Konstanzer Theater eine deutsche Erstaufführung, die Oberspielleiter Wulf Twiehaus in Händen hält: Jon Fosses «Ich bin der Wind». Zum (wörtlich zu nehmenden) Auftakt dieser Inszenierung nun ein Cello, hinter dem sein Meister klug zurückbleibt, weil er seinem Instrument ergeben ist und dem Cello selbst den Auftritt überlässt. Stefan Baumann heisst der Mann, dessen Musik – wiederum im Wortsinn – den Ton anschlägt für den Theaterabend, der als solcher mitunter kaum wahrzunehmen ist, weil man versinkt in diese Reise zweier Männer. Eines Mannes wohl nur, der sich der Mühe unterzieht, sein Leben als nackte Existenz zu begreifen, einzig bezogen auf diese Nusschale von einem Boot, das auf dem weiten Meer treibt, das nur hin und wieder das Ufer streift für einen kurzen Aufenthalt an der skandinavischen Schärenküste.

Einsamkeit als Schlüsselwort

Das Cello also – neben den Blasinstrumenten, durch die der Atem des Musikers fließt, wohl das körperhafteste aller Instrumente, wird es doch von diesem umfassen, im Sitzen, angespannt und entspannt zugleich. Das Cello von Stefan Baumann ist nicht zur Untermalung da, es ist für sich genommen schon alles, was das Stück Jon Fosses zu sagen hat.

Einsamkeit, unter individueller wie philosophischer Perspektive begriffen, ist das Schlüsselwort, die zentrale Empfindung, die sich auf der Bühne über achtzig Minuten hinweg ausdehnt, in der Realität mitunter ein Leben lang. Zwei namenlose Männer befinden sich auf einem Boot – eine deutliche Metaphorik, die Katrin Hieronimus in ein schlichtes, in seiner Klarheit berücksichtigendes Bild umgesetzt hat. Odo Jergitsch und Alexander Peutz, die die beiden Namenlosen auf der Bühne vertreten, bleibt räumlich ein massiver Holzbalken als Bootskörper, hinter dem sich eine weite Takelage aufspannt. Wenn das Boot in See sticht, geht der Boden unter den Füßen verloren, diese Arche, die nie den rettenden Berg Ararat erreichen wird, wird dann an Seilen in die Höhe gezogen. Wenn Wind und Wellen an der Seele ansetzen, gerät das Gefährt ins Schwanken, von den Schauspielern mittels Seilen selbst initiiert.

Gnadenlose Weltdepression

Während Jon Fosses Text durch seine wiederholenden Sequenzen die Gnadenlosigkeit dieser Weltdepression wiedergibt und «den einen» gegen «den anderen» konsequent verlieren lässt, vermitteln Bühnenbild, Lichtführung und schliesslich das Cello mit seinem spröden, dabei so herzerreissenden Gesang die emotionale Umgebung, in der es stets auch um die Hoffnung geht.

Und dann natürlich Alexander Peutz und Odo Jergitsch, die als Namenlose pausenlos reden, ohne dass angesichts der Grundfragen des Lebens die Sprache eine Antwort bereithalten könnte. Die beiden Schauspieler sind an diese Sprache Fosses gekettet, die statisch wirkt, sie sind der Zeit auf der Bühne selten gnadenlos ausgesetzt. Wenig Bewegung darf sein, das gemeinsame karge Essen wird zum Inbegriff dessen, was im Leben an Wärme und Gemeinsamkeit möglich ist. Der Eisenerne Vorhang senkt sich am Ende wieder vor die Spielebene ab, davor bleibt tröstend das Cello.

(Thurgauer Zeitung)

Erstellt: 18.10.2009, 19:30 Uhr

Krankenkassenvergleich

Krankenkassen
Prämien 2010





Vergleichen Sie jetzt auf



www.thurgauerzeitung.ch/krankenkassen

